Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 9

Artikel: Wir Auslandschweizer
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1064962

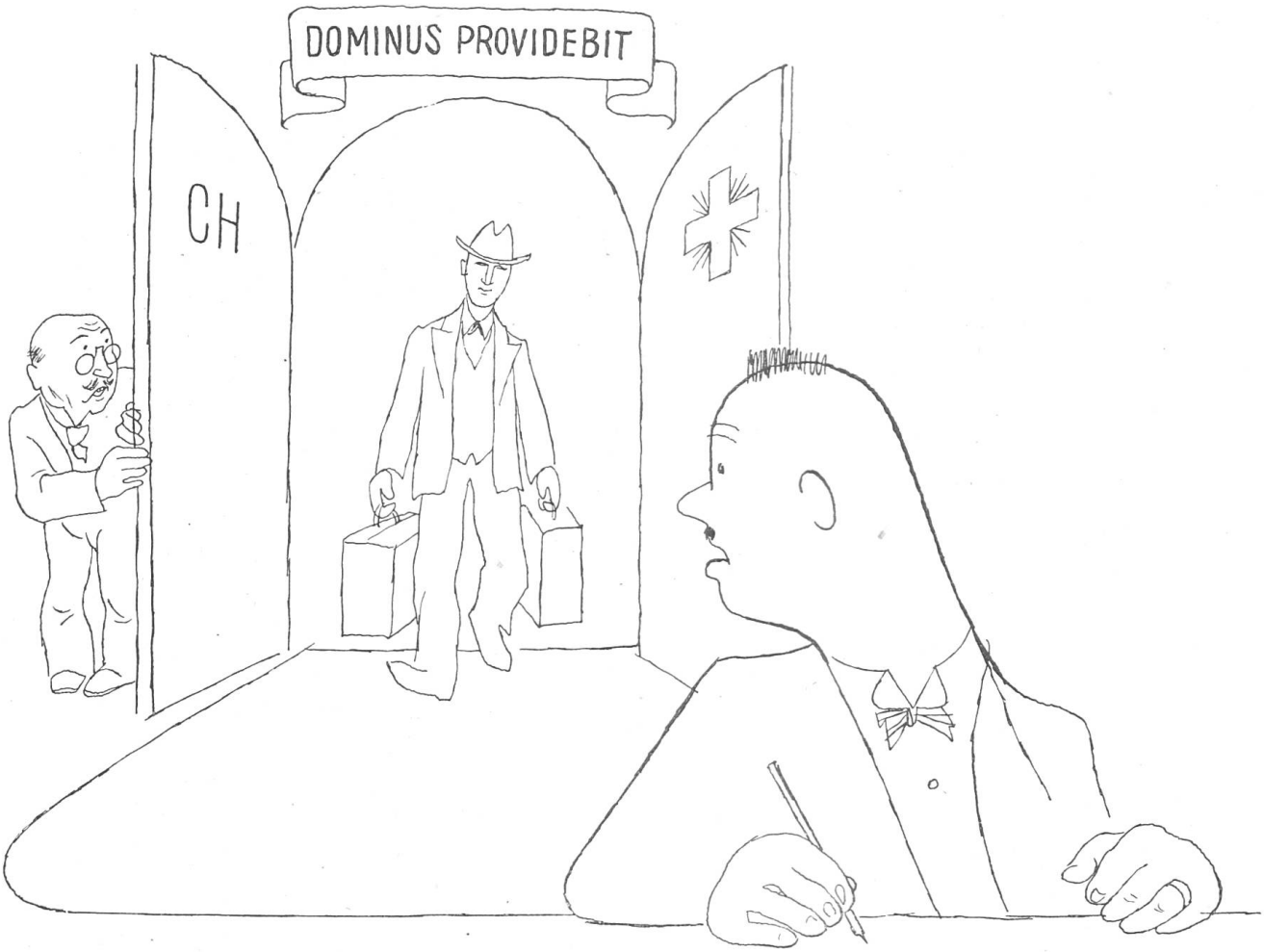
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Wir Auslandschweizer

Illustriert von H. Tomamichel

Die vier nachfolgenden Aufsätze stammen von Auslandschweizern. Sie gehen nicht von theoretischen Erwägungen aus, sondern sind vom Leben diktiert. Sie zeigen uns, dass das Problem der Auslandschweizer eine befriedigende Lösung nur dann finden kann, wenn es auch von jenen ernst genommen wird, die zu Hause geblieben sind.

Der Feldherrnstab

Ich ging in die Fremde, um reich zu werden und kam heim, um Arbeit zu suchen. Wie gut kann ich mich noch an den Tag erinnern, da mir der Himmel voller Bassgeigen hing! Ich ging hinaus in die Fremde mit meinem Herzen voll jener kindischen Zuversicht, die alles glaubte, was mir weltfremde Lehrer vertrauensselig ins Ohr geflüstert hatten. Mein geistiges Gepäck war überladen mit den schimmligen Maximen eines verflossenen Zeitalters; aber ich sah den Schimmel nicht, ich glaubte, es wäre Gold, das Gold der reinsten Vernunft, und die Weisheit aller Zeitalter.

Reich werden! Der Wunsch ist ja den meisten Menschen geläufig, am geläufigsten aber den Bürgern des provinzialen Kleinstädtetums. Niemand kannte diesen ehrgeizigen Menschenschlag besser als Napoleon. Für diese Leute erfand er die Legende vom Feldherrnstab im Tornister. Napoleon ist nicht gefallen, weil sein Feldherrntalent vertrocknet war. Nein, seine Laufbahn begann die abwärtsneigende Kurve, sobald die Legende vom Feldherrnstab nur mehr in elenden Fetzen vor den Augen des Kleinbürgers baumelte und dieser sich vom grossen Korsen lossagte.

Die Weltgeschichte wurde uns aber in der Schule nicht auf diese Weise gelehrt. Unsere Lehrer beharrten immer noch auf der Feldherrnstab-Theorie. Nur war es jetzt der Feldherrnstab eines Industrie- oder Handelskapitäns. Es war zur Zeit des sich ausdehnenden Imperialismus. Es war die Zeit, da der Bureaustift mit dem Lecken von Briefmarken anfing und als Millionär mit verdorbenem Magen sich in den Ruhestand setzte; da jeder kaufmännische Lehrling, wenn er ein Viertelpfund abgesagten Käse über den Ladentisch bot, sich schon in seiner Phantasie als Carnegie, Morgan oder Rockefeller sah. Die Laufbahnen dieser grossen Pioniere der heutigen Krise waren uns ehrgeizigen Schülern so manchesmal vorskizziert worden, dass uns jeder Schritt, eine jede Stufe ihres Aufstieges wie eine verklärte Himmelsleiter in unsern Träumen begleitete.

Ich war der Schüler jenes sich entwickelnden Internationalismus und bin jetzt das Opfer der zerstochenen, elend zusammengefallenen kosmopolitischen Schweinsblase. Als ich damals mit meinen sieben Sachen dem Bahnhof zusteuerte und mit tränendem Herzen Gottfried Kellers Lied summte: «Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchzog...», gehörte mir die ganze Welt. Jetzt, heute, besitze ich nicht einmal genug Erde, um ein Gänseblümchen darin zu pflanzen. Passeportschwierigkeiten gab es damals nicht. Auf den Grenzübergängen wurde man nicht wie ein Verbrecher zurückgewiesen, wenn es sich herausstellte, dass man Arbeit suchen ging. Im Gegenteil, arbeitsfreudige Menschen bedeuteten für ein Land vermehrter Wohlstand, akkumulierendes Kapital. Da war es noch nicht wie heute, wo man internationale Taschendiebe mit offenen Armen empfängt, während Arbeitsuchende eingesperrt werden.

Die Romantik der fremden Länder ergoss sich mit brennender Glut über die empfänglichen Burschenherzen. Reise und Abenteuer hingen noch wie lockende Paradiesvögel vor den Augen der neuen Generation. Stolz erzählte die Mutter der Nachbarin, dass ihr Sohn in die Fremde gegangen sei, um dort sein Glück zu machen. Und ich, der Glücklichste aller Glücklichen, fand in der Fremde eine neue Heimat, neue Menschen, die mir gut wollten, die mich achteten. Und lag das Gold nicht zum Auflesen auf den Strassen, wie ich anfangs glaubte, und gelang es mir auch nicht, den Feldherrnstab aus dem Tornister herauszubekommen, so war ich doch glücklich. Wie leicht fiel es mir, mein Köfferchen zu packen, ein Sprung in einen Eisenbahnwagen, und schon winkten mir wieder neue Länder, neue Städte, neue Menschen. Die kleinen widerlichen Nörgeleien des Alltags berührten mich nicht, denn ich war fort, bevor sie ihre Krallen in mich eingehackt hatten.

Gewiss, auch ich träumte davon, eines Tages nach der Heimat zurückzukehren, aber nicht bevor ich den verflixten Feldherrnstab, den man mir in so unverantwortlicher Weise in den Tornister geschmuggelt hatte, herauszubekommen und ihn mit gravitätischer Würde zu schwingen. Es musste mir ja doch einmal das Glück blühen, wenn nicht heute, so morgen, wenn nicht morgen, so übermorgen. Dann, ja dann wollte ich heimkehren, reich wie ein Krösus, beneidet und bewundert von allen meinen Miteidgenossen. Schon sah ich mich in einem glänzenden Rolls-Royce langsam die enge Dorfstrasse hinauffahren, umlärmt von den Dorfkindern, denen ich mit graziösen Handbewegungen Geld zuwarf und mit Freuden zusah, wie sie sich im Kote darum stritten. Herrliche Gedanken! Ach, wieviel mal habe ich den köstlichen Augenblick über mich gehen lassen, wann der Dorftyrann, der mich als Kind immer so wegwerfend behandelt hatte, sich ehrfürchtig vor mir beugen würde! Starb ich dann im hohen Alter, umgeben von meinen lieben Dorfgenossen, wie der Patriarch Abraham von seinem Stamm, dann würde ich all mein grosses Vermögen den Spitälern und Schulen vermachen. Die Nachwelt würde mir ein Denkmal setzen und mein Name in alle Ewigkeiten ehren.

Jetzt bin ich wieder daheim. Aber wie ist alles doch anders geworden! Kein Rolls-Royce für mich, ja, nicht einmal eine Mist-

bänne erwartete mich. Die Dorfkinder umschwärmten mich nicht mit jauchzender Stimme. Ich muss froh sein, wenn ein irrender Stein mich nicht meines Hutes beraubt. Denn ich bin arm nach Hause gekommen, und arm sein ist eine Sünde. Und der Dorftyrann? Es ist schrecklich, aber wahr, ich bin auf seine Almosen angewiesen, ich muss zu ihm betteln gehn und muss froh sein, wenn er mich in meiner Not und Arbeitslosigkeit nicht in das Armenhaus sperrt! Er führt noch wie ehedem mit seinen harten Händen die Zügel der kleinen «Dorfdemokratie». Und alle Leute sind mir so fremd geworden. Ihre Sprache, die ja einst auch meine Sprache war, mutet mich so rauh und unheimlich an; ich muss sie wieder von neuem erlernen. Wie viele Wörter habe ich doch schon vergessen, wie viele fremde Sprachen drängen sich dazwischen! Und die Leute glauben, das alles wäre nur Geziertheit. Ich will mich gesellig zeigen, doch meine Mitbürger betrachten mich mit Misstrauen. Ich erzähle ihnen von fremden Ländern, und sie schelten mich einen Aufschneider. Wo ich mir eingebildet hatte, dass sie mit leuchtenden Augen meinen Abenteuern in aller Welt lauschen würden, muss ich nun mit krankem Herzen wahrnehmen, dass sich niemand darum kümmert. Männer aus allen Himmelsgegenden waren meine Kameraden. Ich verstand sie, sie verstanden mich; hier aber bin ich ein Fremder, ein Ausgestossener.

Ich suche Arbeit. Ich gehe von Arbeitsamt zu Arbeitsamt. Ich lasse meine Sprachkenntnisse leuchten, weil ich in meiner Einfalt glaube, dass es mir helfen würde. Ich zeige meine guten Zeugnisse aus aller Welt. Jedoch sie erwecken keinen Enthusiasmus. Misstrauisch blickt man mich an und engagiert einen Jungen, mit weniger Kenntnissen, aber mit einer gewaltigen Dosis Naivität. Ich suche private Stellenbureaux; bereitwillig nehmen sie mir die Einschreibegebühren ab (in andern Ländern ist dieser Unfug schon lange verboten). Ich höre nichts mehr von diesem Stellenbureau. Ich beantworte Inserate in den Zeitungen, muss aber froh sein, wenn ich überhaupt eine Antwort bekomme und die Postmarke, die ich als Rückporto beigelegt habe, nicht einfach in die Tasche gesteckt wird.

Scheinbar werden nur Lehrlinge gesucht; zu Dutzenden, zu Hunderten. Das ganze ökonomische Leben der Nation scheint sich nur mit Hilfe dieser Lehrlingsausbeutung bewegen zu können. Der ganze Reichtum des Landes scheint aus den Lehrlingen herausgepresst zu werden. Sie sind ja so billige Arbeitskräfte! Sie sind ja so willige Arbeitstiere! Und so naiv! Sie glauben ja immer noch an das Märchen vom Feldherrnstab im Tornister. Die armen Jungen!

Und die Schweiz ist so klein! Überall Grenzen, Grenzen, Grenzen! Jede Bahnfahrt scheint nur zu einem Vorort zu führen. Überall kennen sie mich an der unsichtbaren Etikette, die man mir aufgeklebt hat. Da gibt es kein Entweichen aus diesem Zwinger, aus diesem Land Liliput. Wie ein fremder Körper bewege ich mich in diesem Organismus. Kein Organismus aber leidet einen fremden Körper; er absorbiert ihn, oder er stösst ihn aus, geht das nicht, so umfängt er ihn mit einer schützenden Wand und neutralisiert ihn.

So irren wir Auslandschweizer in diesem kleinen Gefängnis wie eingefangene wilde Tiere hinter den Gitterstäben auf und ab. Mit unzweideutigen Gefühlen müssen wir immer wieder das Hohelied der Freiheit über uns ergehen lassen. Freiheit? Nur wir Auslandschweizer kennen die wahre Freiheit. Freiheit ist Bewegung, ungehinderte Bewegung des Körpers und des Geistes.

Und die Geschichte mit dem Feldherrnstab? Bitte, ärgert mich nicht mehr mit dieser Fabel! Ich habe rechnen gelernt und habe herausgefunden, dass es nicht genug Feldherrnstäbe gibt, ganz besonders aber nicht in der Schweiz. Darum frage ich euch, wird es möglich sein, den unbezähmbaren Drang des Schweizers hinaus in die Ferne in seinen engen Grenzpfählen aufzustauen, wird nicht die gärende, überschäumende Energie dem zu engen Gefäss den Deckel absprengen?

K. S.

Die geistige Umstellung

Jeder in die Heimat zurückkehrende Auslandschweizer hat sich zuerst — sei es vor seiner Rückkehr oder unmittelbar nachher — mit einem Problem wirtschaftlicher Natur auseinanderzusetzen: mit demjenigen seiner Berufstätigkeit. Wie leicht ist das Resultat dieser Auseinandersetzung eine Enttäuschung für den Auslandschweizer:

nämlich immer dann, wenn er sich nicht geistig auf eine Umstellung vorbereitet hat.

Ich muss zum bessern Verständnis dieses wichtigen Punktes etwas weiter ausgreifen. Die Auslandjahre beginnen als Lehr- und Wanderjahre, während welchen der Auslandaufenthalter sehr streng arbeitet gegen mässige Entlöhnung. Nicht ohne Willensanstrengung müssen fremde Sprachen erst gelernt werden, bevor man Aussicht auf Beförderung hat. Die jungen Schweizer, die ihre Heimat verlassen, wissen das. Es ist ihnen bekannt, dass sie ihr Brot im Ausland unter schwereren Bedingungen erarbeiten als ihre Freunde, die in der Schweiz bleiben. Trotz diesen wenig erfreulichen Erwartungen geht der Schweizer in die Fremde. Er tut es nicht aus Gründen, die noch vielfach die Grossväter bewogen und die darin gipfelten, möglichst schnell reich zu werden. Heute werden keine Goldfelder mehr entdeckt. Wer ins Ausland geht, der ist sich bewusst, dass er sich erst unten durchbeissen muss. Er will aber Erfahrungen und Kenntnisse sammeln, welche ihm dann später, wenn er wieder in der Heimat ist, einen höhern Arbeitsertrag abwerfen sollen.

Mit etwas Glück kommt mancher nach einigen harten Jahren im Ausland hoch. Sein Einkommen verbessert sich rasch, denn es geht im Ausland auf der Beförderungsleiter geschwinder aufwärts als in der Schweiz. Die erhöhten Einkünfte verleiten zu höhern Ausgaben. Man gewöhnt sich an ein sorgenloses, nur auf die Gegenwart bedachtes Leben. Sein Gewissen beruhigt man mit der Entschuldigung, nur der lerne Land und Leute kennen, der Geld ausgeben könne.

Früher oder später stellt sich dann das Verlangen nach Rückkehr in die Schweiz ein. Wen es ergreift, den lässt es nicht mehr los. Zugleich drängt sich als erstes das Problem der zukünftigen Berufstätigkeit auf. Der Standpunkt, den dabei viele Auslandschweizer einnehmen, ist grundfalsch. Entweder ging es dem Auslandschweizer in der Fremde nie rosig; er glaubt nun ein Anrecht zu besitzen, in der Schweiz, auf Grund seiner Erfahrungen im Ausland, durch höhern Lohn entschädigt zu werden. Oder aber der Auslandschweizer hatte im Ausland schon eine gute Stelle inne; dann will er in der Heimat mindestens nicht tiefer anfangen. Meist weiss er auch, was seine in der Schweiz gebliebenen Freunde bereits verdienen, die sich während seiner Abwesenheit schon an einem netten, sonnigen Plätzchen niedergelassen haben. Er glaubt auf der Angestelltenleiter mindestens auf die gleiche Stufe gestellt werden zu müssen wie jene.

Viele Auslandschweizer, die mit solchen Überlegungen an die Lösung des Problems der zukünftigen Stellung herantreten, kommen nicht um schwere Enttäuschungen herum. Wer das vermeiden will, der muss sich erst geistig umstellen. Im Ausland bekleidet man Stellen, in denen man nie sicher ist, ob man nicht am nächsten Tag, ohne eigene Schuld, wegfliegt. Man placiert also die Arbeitskraft auf kurze Sicht, mit einem grossen Risiko. Entsprechend diesem Risiko sollte der Ertrag der Arbeitskraft, d. h. der Lohn, ein sehr hoher sein. Anders verhält es sich, wenn der Auslandschweizer in der Heimat eine Stelle sucht. Er will dann seine Arbeitskraft auf lange Sicht placieren, um das Risiko der Stellenlosigkeit möglichst auszuschalten. Deshalb klopft er auch meist bei den bestfundierten Unternehmen an, bei denen das Angebot von Stellensuchenden immer sehr beträchtlich ist, selbst in Zeiten guter Konjunktur. Ist es da zu verwundern, wenn die Ansprüche des Auslandschweizers kein Gehör finden? In solchen Fällen sollte der Betreffende nicht erbost werden und gleich vom Undank der Heimat zu faseln anfangen. Er versuche, sich in die Denkungsart des Unternehmers zu versetzen, bei dem er vorspricht. Für diesen ist der Stellensuchende ein unbeschriebenes Blatt. Wohl sagen die Zeugnisse aus, dass der Angestellte sich auf seinen Posten bewährt hat. Doch wer garantiert, dass er auch in der neuen Umgebung seinen Mann stellen wird? Der Unternehmer will zuerst die Tat sehen. Wenn es sich dabei herausstellt, dass der Angestellte die im Ausland erweiterten Kenntnisse zu verwerten weiss, dann wird er rascher als seine Mitarbeiter emporsteigen.

Der Auslandschweizer muss sich vor Augen halten, dass die im Ausland gesammelten Erfahrungen eine Anlage für die Zukunft bedeuten, die nicht gleich nach der Rückkehr in die Schweiz den vollen Ertrag abwirft. Geht es nicht dem jungen Akademiker genau gleich? Ein glänzender Studienabschluss und ein neuer Doktorhut bedeuten in der Praxis vorerst nichts, denn

der Akademiker ist Anfänger. Deshalb muss er seine Arbeitskraft zu vielfach lächerlichen Bedingungen verkaufen. Erst später kommt der Ausgleich, wenn die praktischen Erfahrungen genügen, um die umfassenden theoretischen Kenntnisse gewinnbringend dem Unternehmen zur Verfügung zu stellen. Dann beginnt das Vorwärtskommen.

Es ist für den Auslandschweizer, der ohne Verstimmung sein Wirtschaftsproblem lösen will, eine Vorbedingung, dass er sich geistig umgestellt hat.

Diese geistige Umstellung ermöglicht dem Auslandschweizer ein sich Wohlfühlen in der neuen Beschäftigung. Das ist unendlich wichtig; denn dem in die Heimat Zurückkehrenden stellt sich auch ein schwieriges Problem seelischer Natur, das er nur mit bittern Enttäuschungen lösen kann. Niemand liebt die Schweiz inniger als der Auslandschweizer; niemand fühlt sich zum Vaterland mehr verbunden; niemand hält die Heimat höher in Ehren. In den Auslandschweizerkolonien werden vielleicht weniger wohlklingende Vaterlandsreden gehalten, man brüstet sich dort weniger an lärmigen Biertischen. Doch wer schon in einer Auslandschweizerkolonie gelebt hat, der hat die Volksverbundenheit gefühlt. Man beweist dort seine Anhänglichkeit zur Schweiz mit Taten, indem man freigebig seine Taler den Hilfswerken gibt, die dort zur Unterstützung in Not geratener Volksgenossen geschaffen wurden. Nirgends offenbart sich das altruistische « Einer für Alle, Alle für Einen » so überzeugend wie in den Auslandschweizerkolonien. Dort findet die Bundesfeier ein wirklich « Einig Volk von Brüdern ».

Ist es deshalb zu verwundern, dass diese innern Erlebnisse jedem Auslandschweizer tiefen Eindruck hinterlassen ? Kehrt er nun in die Schweiz zurück, die er liebt und hochhält, so leidet er seelisch darunter, dass das schöne Heimatland so viele Feinde und Nörgler innerhalb seiner Grenzen zählt. Die Zeitungen, in denen sich die feindlichen Brüder besudeln, sind ihm vollends ein Graus. Er versteht den Hader nicht, der von den Parteien grossgezogen wird. Es will ihm nicht in den Kopf, dass sich Landsgenossen in der ihm teuren Heimat zanken und schlagen, ihn dünkt, er müsse das ganze Volk zusammenrufen, um es mit seinem Bekenntnis zum Vaterland wieder zusammenzuschmelzen. Er begreift nicht, dass dem Schweizer in der Heimat das Allgemeinwohl so wenig, das Eigenwohl so viel bedeutet. Seine Landsgenossen in der Heimat befremden ihn. Dieses Befremden darf nicht dazu führen, dass der Heimgekehrte sich abschliesst. Sonst wird er ein « Eigenbrötler », und seine ideellen Veranlagungen kommen dem Land und der Volksgemeinschaft nicht mehr zugute. Das seelische Problem für den zurückkehrenden Auslandschweizer besteht darin, dass er sich trotz den Enttäuschungen in der Heimat nicht unterkriegen lässt, dass er seine Ideale nicht den Eigeninteressen opfert, und dass er gewillt ist, trotz Unannehmlichkeiten für seine ideale Auffassung zu kämpfen. Dann hat er seine Befriedigung, und das Volk hat den Nutzen seiner selbstlosen Aufopferung.

Das wirtschaftliche und das seelische Problem sind die beiden Kernpunkte, mit denen sich die in die Heimat zurückkehrenden Auslandschweizer auseinanderzusetzen haben. Die befriedigende Lösung des ersten Problems setzt von den Auslandschweizern eine geistige Umstellung voraus, die für unser Volk nutzbringende Lösung des zweiten Problems verlangt von den Auslandschweizern Charakterstärke und eine hohe Auffassung ihrer Mission. Ausser diesen beiden Kernproblemen gibt es noch verschiedene untergeordnete Fragen, die an den heimkehrenden Auslandschweizer herantreten.

Als ein solches Problem kann ich das « Verbot »-Problem anführen. Es stimmt den Auslandschweizer nachdenklich, wenn er in der Heimat, die man im Ausland die freie Schweiz nannte, überall auf Verbote stösst, so dass es ihn fast dünkt, man müsste weniger Tafeln aufhängen, wenn man anzeigen würde, was erlaubt ist, als was verboten ist. Wenn sich der Auslandschweizer in dieses Problem vertieft, so kommt er bald zum Schlusse, dass all diese Verbote nur kleine, sehr verständliche Details betreffen, während in den Gebieten, welche die wirkliche Freiheit bedeuten, wie beispielsweise auf demjenigen der freien Meinung, viel weniger Einschränkungen existieren als überall sonst im Ausland.

Der Auslandschweizer bedauert nicht nur, dass es Landsgenossen gibt, die solche Ideen zu propagieren wagen, er bedauert eigentlich noch mehr, dass sich die Behörden keine Handhaben schaffen, um die Volksverhetzer — es sind ja im Grund nur we-

nige Parteisekretäre und Redaktoren — sofort kaltzustellen. An diese zu weitgehende Gutmütigkeit gewöhnt sich der Auslandschweizer nur sehr schlecht, denn nirgends im Ausland ist man so nachgiebig gestimmt, weder in sozialistisch noch in bürgerlich regierten Staaten. Das « Verbot »-Problem, das dem Auslandschweizer bei oberflächlicher Betrachtung eine Begrenzung der Freiheit zu sein schien, erweist sich ihm nach Prüfung als nicht genügende Einschränkung der Freiheit. Man kann auch in der Gutmütigkeit zu weit gehen.

Ein anderes Problem von untergeordneter Bedeutung offenbart sich dem Auslandschweizer dann, wenn er seine neue Beschäftigung in der Heimat angetreten hat. Er fühlt sich erst unfrei in der straff geregelten Arbeit. Im Ausland ist er gewöhnlich nicht eng an die Einhaltung der Arbeitszeit gebunden. In der Schweiz — wenigstens in Privatbetrieben — nimmt man es mit der Pünktlichkeit sehr streng. Für den mehr an eine ungenaue Auslegung der Arbeitszeit gewohnten Auslandschweizer bewirkt die Pünktlichkeit erst die Auslösung eines bittern Gefühls; er glaubt zur Nummer unter vielen herabgesunken zu sein. *M. H.*

Der Weg zur Arbeit

Der Auslandschweizer hat eine ganz andere Mentalität als der Sesshafte. Seine Ideen und seine Anschauungen, die er sich im Umgang mit Leuten fast aller Nationen angeeignet hat, sind sehr oft denjenigen der bodenständigen Schweizerbürger entgegengesetzt. Die Artverschiedenheit der grundsätzlichen Lebensauffassung bildet meistens ein sehr grosses Hindernis für sein weiteres Fortkommen in der Heimat. Denn es ist ein Ding der Unmöglichkeit für den heimgekehrten Auslandschweizer, sich von heute auf morgen den vorherrschenden Anschauungen wieder anzupassen.

Zuerst wird er versuchen, sein Geld, das infolge erheblichen Kursverlusten und dem teuren Lebensstandard in der Schweiz zusammengeschmolzen ist, nutzbringend anzulegen und als Angestellter unterzukommen.

Sehr oft gelingt ihm das erstere nicht, weil er falsch disponiert infolge mangelnder Übersicht und Kenntnis der Wirtschaftslage. Das zweite aber scheitert an ungeahnten Hindernissen, wie wir sehen werden.

Der in der Heimat fremd gewordene Schweizer, dem einflussreiche Bekannte und wertvolle Beziehungen abgehen, versucht es zuerst auf dem Wege des Inserates. Er scheut keine Kosten und keine Zeit, um, getragen von Optimismus, seine Arbeitskraft anzubieten. Er ist überzeugt, genügend Angebote zu erhalten, aus denen er dann das für ihn vorteilhafteste auszuwählen hofft. Der Optimismus schwindet ihm aber mehr und mehr, je länger er inseriert, und sich von den erwarteten Angeboten kein einziges zeigt.

Niemand hat seine Dienste nötig, niemand reagiert auf den hinter den Inseraten verhaltenen Notschrei eines langsam von Minderwertigkeitsgefühlen befallenen Menschen. Nur der Eingeweihte versteht die Qual und den Zwiespalt einer solchen Seele. Auf derartige Inserate stösst der aufmerksame Zeitungsleser fast in jeder Nummer unserer wichtigsten Tageszeitungen. Gleichzeitig versucht der Brot- und Arbeitsuchende durch aufmerksames Studieren des Inseratenteiles etwas für ihn Passendes zu erhaschen. Er schreibt sich die Finger wund, schildert unzählige Male seinen Lebenslauf und zählt ebensooft und bis zum Ekel seine Kenntnisse und Fähigkeiten auf. Hierauf bedauert er, unter Beilage seiner Zeugniskopien und Fähigkeitsausweise, keine Referenzen aus der Schweiz angeben zu können und nennt an deren Stellen eine Anzahl ausländischer Firmen.

Es ist ja bekannt, dass auf jedes personalsuchende Inserat Hunderte von Angeboten kommen. Welche Firma wird sich nun die Mühe nehmen und Referenzen einholen bei Firmen der verschiedenen Kontinente? Es wäre zu umständlich und zu zeitraubend, tatsächlich haben es die suchenden Firmen nicht nötig.

Der sesshafte Arbeitslose, der seine Heimat nie verlassen hat, ist auch in dieser Beziehung besser dran.

In 99 von 100 Fällen wird der Auslandschweizer auf dem Inseratenweg, und ohne Geldeinlage, nur auf sein blosses Angebot hin, keinen Erfolg haben. Möglicherweise spielt dabei das anfangs vielleicht zu hoch angesetzte Gehaltsminimum auch eine Rolle. Der Auslandschweizer hält etwas auf seine Kenntnisse, und möchte dieselben, anfangs aus Optimismus, so teuer wie möglich verkaufen. Unter ein gewisses Minimum im

Gehaltsansatz zu gehen, verbietet ihm seine Selbstachtung.

Durch die steten Misserfolge entmutigt und durch das langsame Dahinschwinden seiner Ersparnisse zermürbt, verlässt er den Weg des Inserates. Er wendet sich direkt und auf gut Glück an Firmen, die seiner Auffassung nach, möglicherweise, seine Kenntnisse verwerten könnten. Dies wäre bereits ein Weg, um zu einem Ziele zu kommen. Der diesen Weg beschreitende Auslandschweizer wird sehr oft folgende Erfahrungen machen.

Es beehrt ihn eine Firma mit einer Antwort, welche weder ein Ja noch ein Nein bedeutet. Im Verlauf der Korrespondenz resultiert vielleicht eine persönliche Fühlungnahme. Der bereits im Schwinden begriffene Optimismus kehrt zurück, und mit geschwellter Brust stellt sich der Auslandschweizer zur persönlichen Vorstellung. Das Geplänkel beginnt, aber die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen erst bei der Gehaltsfrage. Nennt der Arbeitsuchende ein nach seinen bisherigen Lohnverhältnissen, seinen Fähigkeiten entsprechendes Gehaltsminimum, muss er gewärtigen, dass ihm der Firmeninhaber zu verstehen gibt, dass er in seinem Betrieb die Kenntnisse nicht voll verwerten könne und er eine zu teure Arbeitskraft darstelle und daher auf seine Dienste aus diesem Grunde verzichten müsse. Setzt er aber sein Minimum zu niedrig an, gerät er in den Verdacht der Unfähigkeit und riskiert ebenfalls, die Stellung nicht zu erhalten. Es ist daher äusserst schwierig für einen Auslandschweizer, den richtigen Weg zu finden, da er die Mentalität der sesshaften Geschäftsinhaber oft verkennt.

Da der Heimgekehrte aber arbeiten will und er die gesammelten Erfahrungen in der Heimat teuer genug bezahlt hat, erweitert sich langsam sein Gesichtskreis. Er beginnt klarer um sich zu sehen. Seine Richtlinie ist nicht mehr so verwischt wie am Anfang, sondern beginnt sich scharf umrissen hervorzuheben. Er lernt wieder schweizerisch denken, fühlen und beurteilen. Sukzessive lebt er sich wieder in schweizerische Verhältnisse ein. Mit seinen im Ausland geschärften Sinnen beginnt er Arbeitsangebote anders zu lesen und zu erfassen, und stellt sich entsprechend ein. Er erkennt, dass die erste Bedingung ist, sich Referenzen und Beziehungen zu schaffen, resp. aufzuwärmen oder zu erneuern.

Sicherlich hat man ihm da und dort, wo er vorgesprochen hat, den wohlgemeinten Rat mit auf den Weg gegeben, als Auslandschweizer überhaupt auf eine Beschäftigungsmöglichkeit im Innendienst zu verzichten und die Augen offen zu halten für einen Posten des Aussendienstes, resp. Reisetätigkeit.

Der Auslandschweizer mit seinen vielseitigen Fähigkeiten und seiner Routine braucht Ellenbogenfreiheit so nötig wie das tägliche Brot; er würde sich in einem beschränkten Wirkungskreis stets eingeengt fühlen und bald unzufrieden sein. Im Aussendienst aber ist er in seinem Element und kann sich darin voll entfalten. Dem Spielraum seiner Kräfte sind keine Grenzen gezogen. Er erwirbt sich im Aussendienst rasch einen grossen Bekanntenkreis und manchmal oft wertvolle Beziehungen, die ihm später sehr oft nützlich sein können. Bilden sie doch vielfach eine Art Sprungbrett zum weitern Fortkommen. Er wird da und dort in Diskussionen gezogen und weiss durch seine gesunde Urteilskraft sich Geltung zu verschaffen. Beherrscht er dazu noch die Materie à fond in seinem Tätigkeitsfeld, so wird bestimmt der geschäftliche Erfolg nicht ausbleiben.

F. B.

Lasst uns in euere Reihe treten

Wenn ich von Auslandschweizern spreche, so meine ich nicht den Gent, der im schweizerischen Bankverein in London oder in einer schweizerisch affiliierten oder assoziierten Ueberseebank Stage macht oder in einem fashionabeln Luxushotel volontiert. Ich zähle darunter auch nicht den Beau, der sich in unsern Gesandtschaften und Konsulaten in seinem eigenen und Mutter Helvetias Glanze sonnt und dessen persönlicher Wert nicht unbedingt im gleichen Verhältnis zu seines Vaters Bankkonto und Grundbesitz zu stehen pflegt. Ein solcher Beau wird es wohl gewesen sein, der befürchtete, das Ausland könnte ihm als dem Sohne des Volkes der Hirten ein Parfüm nach Kuhstall andichten und daher beantragte, es sei auf diplomatischem Wege das Ausland zu veranlassen, in seinem amtlichen Wörterbuch den Ausdruck Schweizer für Viehwärter zu streichen. Unter Auslandschweizern schlechtweg verstehe ich die

Nachfahren jener echt schweizerischen, früher militärischen, später wirtschaftlichen Reisläufergenerationen, die den Schweizernamen durch die ganze Welt getragen und ihn zum Symbol von Tatendrang und Zähigkeit, von Ehrlichkeit und Heimattreue gemacht haben.

Es ist eine feststehende Tatsache, dass der zurückgekehrte Auslandschweizer alles anders als mit offenen Armen empfangen wird. Die Daheimgebliebenen, mit ihren wohlerworbenen Anwartschaftsrechten, vom Verwandten des Partei- und Wirtschaftsführers bis herunter zum Bekannten seines Stiefelputzers, empfinden es als Anmassung, wenn sich der unbekannte, ihnen landesfremde Auslandschweizer in die Reihe stellen und seinen bisher ihnen überlassenen Platz beanspruchen will. Dazu kommt noch, dass mit der politischen Stimmabgabe des Auslandschweizers nie gerechnet werden konnte und durfte. Dies kann für ihn zwar wohl ein moralisches Plus sein, ist aber sicher ein wirtschaftliches Minus für den Heimgekehrten. Es ist etwas Schönes um die Demokratie, in der das Volk selbst herrscht und sich beherrscht. Wenn das oberste Herrschaftsprinzip aber nicht mehr in der sittlichen Mission für die völkische Gemeinschaft als Ganzes verankert bleibt und der Dämon der proportionalen materiellen Interessenidee sein Szepter aufzurecken beginnt, so rutscht die Demokratie an den Abgrund der Dämonkratie.

In dem Bewusstsein, dass es unter den gegebenen Umständen für den zurückkehrenden Auslandschweizer schwer hält, schwerer als für den ansässigen Bergbauern, sich einen Strahl Schweizersonne zu sichern, haben die Auslandschweizer sich stets bemüht, ihre ausländischen Positionen solange als nur möglich zu halten. Und hierin liegt ebenfalls ein völkisch-volkswirtschaftliches Problem. Es wäre ein reines Rechenexempel, ob, den Auslandschweizern ihre wirtschaftlichen Werte und ihre persönliche Lebensstellung im Ausland soweit als möglich erhalten zu helfen, nicht volkswirtschaftlich produktiver wäre, als durch sie das schweizerische Wirtschaftsleben weiter zu verstopfen und nachträglich wieder andere Schweizer ins Ausland abzudrängen, die wieder ganz von vorn anfangen müssten. Wir wenden uns nicht an den Vater Staat. Wir wissen, dass man ihm heute sowieso viel zu viel private Bürden auflädt. Wir möchten nur einer weitsichtigen, völkisch verbundenen privaten Initiative ein dankbares Betätigungsfeld aufzeigen. Wir Auslandschweizer haben zu 90 % nie einen wirklichen Halt an unsern Auslandsvertretungen gehabt. Notwendig wäre es gewesen und ist es auch heute noch, die Schweizer im Ausland, deren Grosszahl auf dem Land ansässig ist, zu sammeln und ihnen wirtschaftliche Beratungs- und Stützungsstellen zu schaffen, mit der Aufgabe, über die Erhaltung des schweizerischen Volksvermögens im Ausland zu wachen. Von selbst wären hierdurch inland- und auslandschweizerische Interessen ineinander hineingewachsen. Das ist aber vor und nach 1914 nicht geschehen. Man hat die Auslandschweizer bis jetzt in ihrem Kampf um ihr Recht, ihr Hab und Gut so ziemlich allein gelassen. Daher ist es schwierig, die heutigen verworrenen Verhältnisse privatkapitalistisch zu sanieren. Das müsste aber von der Schweiz aus geschehen, weil in den Aufenthaltsstaaten der Auslandschweizer zum grössten Teil die sehr aktive Tendenz besteht, den Ausländer systematisch zu depossedieren und wirtschaftlich unmöglich zu machen.

Es handelt sich für viele Auslandschweizer heute nur darum, den Besitz der Sachwerte durchhalten zu können. Gelingt das, so wird wertvolles Eigentum und sichere Lebensstellung dem Auslandschweizer erhalten und inländischem Kapital eine feste, verlässliche Anlage geschaffen und zudem dem nationalen Gedanken und der nationalen Volkswirtschaft gedient. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet wäre es nicht ganz ausgeschlossen, dass das Hauptproblem für den Auslandschweizer, nämlich, nicht unterstützungsbedürftig heimkehren zu müssen, gelöst werden könnte zu wirtschaftlichem Nutzen und Frommen der Heimat und des Auslandschweizers.

Liebwerte, getreue Miteidgenossen! Wir Auslandschweizer haben bis jetzt in schwierigsten Situationen die Zähne zusammengebissen und ausgeharrt. Wenn wir aber geschlagen und ausgeplündert in die Heimat zurückkehren müssen oder mussten, so behandelt uns nicht nur als Bettler, sondern als Unglückliche! Gebt uns nicht demütigende Almosen, sondern rückt zusammen, und lasst uns in euere wirtschaftliche Reihe treten! Wir haben seit Generationen ein Recht auf Platz.

Es lebe die Schweiz, die Schweiz der Schweizer, die Schweiz unserer Väter!

K. L.